Dunant im Spital Heiden

Autor(en): **Christ, Felix**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **86 (1977)**

Heft 1

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-547700

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Dunant im Spital Heiden

Vor einiger Zeit konnte ich mich mit Frau Emma Albrecht-Gütlin unterhalten, die im Bezirksspital Heiden, wo sie vor allem in der Küche und in der Wäscherei arbeitete, vom 1. September 1908 an die letzten zwei Lebensjahre Henry Dunants miterlebte. Ihr Bericht enthält neben Angaben, die schon aus anderen Quellen bekannt sind, eine ganze Reihe von neuen Einzelheiten zu Dunants Heidener Zeit.

Dunant lebte nach dem Zeugnis von Frau Albrecht in Heiden völlig isoliert. Er hat das Haus von ihrem Eintritt ins Krankenhaus bis zu seinem Tode am 30. Oktober 1910 nicht ein einziges Mal verlassen. Er ging nie an die Luft. Zwei gemütliche Wirtschaften in der Nähe konnten ihn nie verlocken, sondern boten ihm lediglich Anlass, sich immer wieder über den Lärm zu beklagen. Besonders verärgert war er, wenn ein ganzes Jodelchörli seine Nachtruhe störte.

Zwei Jahre lang benützte Dunant nicht einmal je die Treppen. Mit den Patienten im ersten Stock pflegte er keinerlei Kontakt. Er blieb immer auf der zweiten Etage, wo für ihn die beiden schönsten Zimmer reserviert waren. Wenn irgend möglich, hielt er sich in seinen eigenen Räumen auf, die er nur unwillig verliess, wenn er auf die Toilette gehen musste. Im zweiten Stock waren auch einige Dienstmädchen untergebracht. Nichts fürchtete Dunant mehr, als im Korridor dem Gesinde zu begegnen. Wollte er das Zimmer verlassen, so öffnete er zuerst zögernd die Türe ein Spältchen weit, um festzustellen, ob die Luft rein sei. Erst dann wagte er sich auf den Gang hinaus. Wurde er aber trotz aller Vorsicht draussen von einem Menschen überrascht, so rannte er sofort ins Zimmer zurück. Er grüsste niemanden auf der Etage und sprach mit niemandem, denn er hatte Angst, man könnte über ihn reden. Oft fragte er den Arzt: «Nicht wahr, die Dienstmädchen haben wieder über mich geschwatzt?» Da es sich nicht immer vermeiden liess, dass er im Gang gesehen wurde, hüllte er den Kopf stets in ein weisses Tuch.

An seinen Fenstern waren Tag und Nacht die Läden geschlossen. Von der Strasse aus konnte man zuweilen sehen, wie er längere Zeit hinter den Jalousien stand und misstrauisch hindurchblickte. Fühlte er sich beobachtet, verschwand er blitzschnell im Innern des Zimmers.

Niemand durfte sein Refugium betreten ausser dem Arzt, Dr. Herrmann Altherr, der Oberin, Schwester Elise Bolliger, und der Köchin, Emma Rubeli, einer Nichte der Oberschwester. Mit diesen drei Personen, denen er Vertrauen schenkte, versuchte er sich um so länger zu unterhalten. Besonders die Köchin beklagte sich immer wieder, «Monsieur Dunant» habe sie stundenlang aufgehalten. Die Anstellung von Emma Albrecht als Köchin-Stellvertreterin war nicht zuletzt deshalb nötig geworden, weil die Köchin selbst sehr stark mit dem schwierigen alten Herrn beschäftigt war. Ein Pfarrer wurde bei Dunant nie gesehen. Von Journalisten wollte er nichts wissen. Einzig sein Neffe Maurice Dunant aus Genf durfte ihn ab und zu besuchen. Und einmal durfte ihm die Köchin ein vierjähriges Mädchen bringen, an dem er grosse Freude hatte. Eines Tages tauchte auch plötzlich die Kaiserin von Russland zu einer kurzen Visite auf. Die Köchin stürzte in die Küche: «Jetzt ist gerade die Zarin dagewesen.» Die beiden Frauen rennen ans Fenster und sehen noch, wie die einfach und unauffällig gekleidete Dame um die Ecke verschwindet . . . Hingegen war Dunant trotz Zureden nicht bereit, eine offizielle Delegation aus Solferino zu empfangen. Er blickte lediglich durch die verschlossenen Jalousien, während die Delegation enttäuscht abzog.

Dunant wirkte in seinen letzten Jahren uralt. Er war mager und bleich. Da er keinerlei Bewegung hatte, ging er mühsam. Manchmal konnte er seinen engsten Vertrauten gegenüber recht charmant sein, normalerweise war er indessen verstimmt. Wie oft kam Fräulein Rubeli in die Küche: «Monsieur Dunant ist wieder nicht guter Laune!» Dunants Betreuer hatten es schwer. Der sonderbare Gast war mehr und mehr verbittert. Was er brauchte, war allgemeine Pflege und menschliche Fürsorge. Am Morgen konnte er bis halb neun Uhr im Bett bleiben. Die Patienten erhielten das Frühstück schon um 7.30 Uhr. Erst eine Stunde später wurde das Morgenessen auch ihm gebracht. Täglich nach dem Mittagessen schlief er bis gegen drei Uhr.

Der greise Gast ass stets sehr wenig und möglichst einfach. Zeitweise lebte er fast vegetarisch. Er trank kaum Wein und rauchte nicht. In seinem Zimmer stand ein Spirituskocher, auf dem er selbst die Milch sowie das Kaffee- und Teewasser wärmte.

Ein Problem war Dunants ständige Angst, vergiftet zu werden. Köchin und Oberschwester mussten alles vor seinen Augen kochen. Wenn eine Mahlzeit zubereitet wurde, stand Dunant ununterbrochen dabei. Bananen, Orangen, Äpfel und Birnen mussten vor seinen Augen geschält werden. An Käse und Butter roch er zuerst ausführlich. Erst wenn alles seiner Kontrolle standhielt, setzte er sich an das eigens für ihn schön gedeckte Tischlein und begann zu essen.

Emma Albrecht hat regelmässig Dunants Wäsche gewaschen und gebügelt. Er besass nicht viel. Die Hauptarbeit lieferten die unzähligen Tüchlein, die er um den Kopf trug und die stets besonders sorgfältig behandelt werden mussten.

In den letzten Jahren war Dunant nicht mehr arm. Nachdem er, wie Frau Albrecht sagt, «durch seine Reisen von König zu König für sein Werk alles geopfert hatte, was er besass, erhielt er jetzt von da und dort eine Rente». Ganz zuletzt gab er sogar oft beträchtliche Trinkgelder. In seinem Testament vermachte er dem Spital Heiden 13 000 Franken für ein Freibett. Dr. Altherr erhielt 10 000 Franken, Schwester Elise 4000 Franken und Fräulein Rubeli 2000 Franken.

Bis zu seinem Tode war Dunant nicht bettlägrig. Gegen das Ende hin nahmen seine Kräfte langsam ab. Am 30. Oktober 1910, einem Sonntag, verschied er am späten Nachmittag im Beisein von Köchin und Oberin. Während die Oberschwester den Arzt benachrichtigte, begab sich die Köchin zu Frau Albrecht in die Küche und schluchzte: «Jetzt ist Monsieur Dunant gestorben.» Dem Wunsch des Verstorbenen entsprechend fand in Heiden keine Feier statt. Auf einem Handkarren zog der Spitaldesinfekteur den Sarg zum Bahnhof, wo bereits ein Wagen bereitstand, der innen prächtig geschmückt war. Alle Anstrengungen der Präsidentin des Roten Kreuzes von Heiden, den Wagen auch aussen zu schmücken, blieben erfolglos. Der Leichnam wurde in Zürich kremiert. Nur wenige Freunde, Verwandte und Delegierte nahmen an der Bestattung teil. Reden wurden nicht gehalten.

Frau Albrecht ist überzeugt, dass Henry Dunant prophetische Begabung besass. Sie erinnert sich noch wörtlich an seine Voraussage des Ersten Weltkriegs. In seinem gebrochenen Hochdeutsch mit starkem französischem Akzent liess er vor der Köchin den Ausspruch fallen: «Es wird kommen eine grosse, grosse Krieg . . .»

Felix Christ

Das Bezirksspital Heiden. Dunant lebte von 1892 bis 1910 im zweiten Stock. Zum Eckzimmer gehören die drei äusseren Fenster der Vorderfront rechts und die zwei vordersten Fenster der Seitenwand.

Das Dunant-Zimmer im zweiten Stock des Spitals. Hier verbrachte der Gründer des Roten Kreuzes die letzten achtzehn Jahre seines Lebens.